

Leseprobe Futura II

Die Fortsetzung der Erzählung aus dem ersten Buch: „Futura I - Der Staat aus der Zukunft“, erschienen bei Tredition, Hamburg.

Futura II - Der Untergang Europas

Vorwort

Gegen alle physikalischen Gesetze und infolge eines Unfalls landet eine Crew von neunzehn Astronauten auf ihrem Weg zum Mars unfreiwillig auf der Erde, mitten im Urwald Brasiliens. Aufgebrochen waren sie im Jahr 2120 aus ihrer Hauptstadt Futura, gelandet sind sie 122 Jahre früher, im Jahr 1998. Ihr Raumschiff und ihre Landung bleiben in diesem riesigen Regenwald unbemerkt und sie beschließen, ihr enormes Wissen aus der Zukunft für sich zu nützen. Es gelingt ihnen, sich in Manaus am Rio Negro eine erste Existenz aufzubauen und die Grundlage für ihren eigenen Staat in einem der Länder Mittelamerikas zu schaffen. Durch ihren riesigen Vorsprung an Wissen und Technologie schaffen sie sich Macht und Reichtum. Bob, ihr beinahe allwissender Computer, unterstützt sie dabei. Ein glücklicher Zufall lässt sie im Jahr 2017 ihr Ziel erreichen. Doch einundzwanzig Jahre nach der Gründung Futuras zwingt ihnen ihr weitaus größerer Nachbarstaat einen Krieg auf, aber ihre überlegene Technik lässt den Angreifer schmachvoll scheitern. Dieser Teil der Geschichte wird im ersten Buch: Futura – der Staat aus der Zukunft beschrieben.

Dieser Roman beschreibt nun die Zeit nach dem Dreistundenkrieg im Jahr 2038 bis zur folgenschweren Reise zum Mars im Jahr 2120.

Die futuristische Handlung ist der Rahmen für Gedanken zur künstlichen Intelligenz, zur Sozialpolitik, zur Umwelt, zur Wirtschaft und zum kaum regulierten Zustrom von Flüchtlingen nach Europa. Das Buch warnt vor den Gefahren durch eine unverantwortliche Sozialpolitik, der ungenierten Ausbeutung durch hemmungslose Banker und dem Verfall von Bildung und Verantwortung. Die Zukunft der Menschen ist durch die mögliche Klimakatastrophe, die Fluchtbewegungen ganzer Völker und soziale Unruhen gefährdet. Hoffnung bieten die technische Entwicklung, der zunehmende Austausch unter den Völkern und die steigende Einsicht, dass die Lösung aller Probleme nur gemeinsam erfolgen kann.

Die wichtigsten Personen Futuras

Thomas Pernstein, der alte Präsident und Gründer Futuras, schon zu Lebzeiten eine Legende.

Laura Pernstein, seine Tochter und eine kluge Frau, die nach ihm den aufstrebenden Staat als Präsidentin regiert.

Die Fiedlers, Christian und Nora, die samt ihren Kindern Jonas und Julie als Ärzte in der Klinik beinahe Wunder wirken.

Wissenschaftler wie Miller George, Mantini Julia, die Kronbergers und andere, die Futuras technischen Ruhm begründen und Menschen wie Miller Pascal, die kluge Bücher schreiben.

Die Richterin Carmen Buffet mit ihren beiden Kindern Philipp und Stephanie, und Arifa, ein junges Mädchen aus Syrien.

Dann noch ziemlich viele andere, deren Namen hinten im Buch stehen und die auch an der Geschichte dieses Staates beteiligt sind.

Schließlich noch Bob, der beinahe allwissende Computer, der mit seiner Künstlichen Intelligenz einem Menschen schon ziemlich nahe kommt oder ihn vielleicht so-

gar übertrifft. Außerdem Beate, ein weiblicher Androide, die ein gefährliches Abenteuer erlebt.

Kapitel 1: Neustart

2038

Jeder von ihnen hatte Dutzende Milliarden Dollar in Aktien, in Gold und in bar. In den Augen anderer Menschen waren sie unvorstellbar reich. Sie konnten sich alles kaufen, was sie wollten. Aber sie wollten kaum noch etwas. Sie hatten alles. Noch mehr Besitz anzuhäufen, war nur noch Belastung.

Das >sie< bezeichnete die Elite Futuras, die schon etwas älteren Senatoren Futuras und ihre Kinder.

Was sie noch nicht hatten, konnten sie auch nicht kaufen: die Kunstschatze des Vatikans, die gut in ihr Museum und ihre Häuser gepasst hätten, ebenso wie die des Louvre und anderer Museen.

Diese Kulturgüter waren immer noch nationaler Besitz, auch wenn die eigene Bevölkerung kaum davon Notiz nahm. Nur die Touristen stellten sich in langen Reihen an und versicherten sich, dass die berühmte Mona Lisa wirklich geheimnisvoll lächelte und die Nike von Samothrake aus weißem Parischen Marmor trotz ihrer Flügel noch immer auf ihrem Sockel stand. Zwei Tage Louvre für die Kenner, für die meisten genügte die Bestätigung, dass die Dinger tatsächlich da waren und sie zu Hause beweisen konnten, sie gesehen zu haben. Ohne ihre Smartphones wären sie ohnehin schon nach zwei Stunden im Kaffeehaus gesessen.

Was alle in Futura und in den Ländern darüber hinaus noch immer im Griff hielt, war der vergangene Krieg im Jahr 2038, den der korrupte Diktator des Nachbarlandes gegen ihr Land mit seinen verlockenden Reichtümern geführt hatte. Tödlich für ihn war, dass er die Kampfstärke Futuras krass unterschätzt hatte.

In nur drei Stunden hatten tausende Drohnen hunderten feindlichen Soldaten, ihren Offizieren und den heimtückischen Politikern des angreifenden Landes das Leben genommen und deren Angriff abgeblockt. In Futura selbst hatte es nur einen beschädigten Grenzzaun und ein ausgebranntes Apartment gegeben, in das sich eine feindliche Granate verirrt hatte. Schäden, die natürlich längst repariert waren.

Auch in der Analyse wirkte der Krieg wie eine klinisch saubere Operation. Lichtstreifen auf den Bildschirmen, Blitze, die Panzer zerstörten und Feinde in verdampfende Asche verwandelten, ein paar verbrannte Büsche und hässliche Brandflecken im Gras.

Dazu ein ausgebrannter Panzer, der als einziges Kriegsrelikt im Park hinter dem Regierungsgebäude aufgestellt worden war.

Alle anderen verbliebenen Panzer, Truppentransporter, Waffen und Metallteile, auch die ihrer Rakete, die sie, also die alte Crew, statt zum Mars in die Vergangenheit gebracht und die die stark gesicherte feindliche Leitzentrale samt ihrer Besatzung vernichtet hatte, waren eingeschmolzen und recycelt worden.

Die Bergung der geschmolzenen Raketenteile war blitzartig geschehen, um keine Spekulationen nach deren Herkunft aufkommen zu lassen.

Es war ein Krieg, in dem nicht die Zivilbevölkerung ihren Kopf hinhalten musste, wie so oft in den vergangenen Jahren, sondern einer, der die Verursacher persönlich getroffen hatte.

Ein Krieg, der selbst mächtige Politiker der Weltmächte in Angst und Schrecken versetzte. Offensichtlich war die Zeit aus, wo sie lokale Spielchen an glänzenden Mahagonitischen aushecken konnten, die mit schöner Regelmäßigkeit vom Zaun gebrochen worden waren, um das eigene Volk enger um sich zu scharen und den

Feinden eins auszuwischen. Das Kanonenfutter, meist aus der Unterschicht des eigenen Volkes und erst recht die Soldaten des Feindstaates, zählte ohnehin nicht.

Wenn man als Politiker aber das Kanonenfutter oder das Ziel der Drohnen selber war, dann ja, dann zählte das plötzlich doch.

Pernstein, als Präsident Futuras immer noch im Amt, schloss einen milden Frieden, der dem eigenen Land eine zusätzliche Fläche von etwas über hundert Quadratkilometern hinzufügte, womit Futura nun auch einen eigenen Flughafen samt Verbindungsstraße zur Küste besaß. Die ebenfalls geforderte Kriegsentschädigung von fünfhundert Millionen Dollar ging überwiegend an die Spieler und Soldaten ihres Untergrunds.

Ein seit Jahren am Weltmarkt eingesetztes und äußerst erfolgreiches Computerspiel hatte der Regierung Futuras ermöglicht, über eine geheime Ebene eine Untergrundorganisation aufzubauen. Der angekündigte Wettbewerb am Tag X, dem Tag des hinterlistigen Angriffs auf Futura, ließ das bisher fiktive Kampfspiel zum echten Angriff auf die einfallenden Truppen werden. Die gesteuerten Drohnen und Waffen waren diesmal real, die Ziele ebenfalls. Asiatische, europäische und amerikanische Spieler, oft tausende Kilometer vom Kampffeld entfernt, versuchten, die ihnen zugewiesenen Drohnen und Waffen ins Ziel zu bringen. Die eingespielte Landschaft und die Zerstörungen, die auf den Computern zu sehen waren, waren die echten Szenen, die sich auf dem Kampffeld vor Futura abspielten. Eine Tragödie und unerwartete Niederlage für die Angreifer, ein Blitzsieg für die Bewohner Futuras, ein Schock für die Geheimdienste der großen Nationen.

Der Präsident lud den siegreichen Inder, der den Hauptpreis errungen hatte, und die nächsten fünfhundert Besten im Ranking des Kampfes um Futura zum Empfang der Preise ein und ließ sie in die Hauptstadt einfliegen. Der Inder, ein schwächlicher junger Mann von knapp 28 Jahren, war selbst bei der Übernahme des Preises noch fassungslos, dass er gewonnen hatte. Er hatte die ihm zugewiesenen Drohnen geschickt platziert und mit dem Verlust von nur drei Drohnen vier hochrangige Ziele und ein paar kleinere eliminiert. Doch auch die fünfhundert nächstplatzierten Kämpfer aus Indien, China, Vietnam, Frankreich, Deutschland, Spanien und den Staaten hatten in unwahrscheinlicher Präzision ihre Ziele getroffen und damit wesentlich zum raschen Sieg Futuras beigetragen. Alle bekamen das Angebot, in der Kampftruppe oder im Sicherheitsbereich Futuras mitzuarbeiten, mehr als die Hälfte unter ihnen nahm an. So eine Chance würde sich so schnell nicht wieder bieten.

Die Kommandozentrale und ihr zukünftiger Arbeitsbereich faszinierten sie. Alles, was topaktuell war, war sowieso hier, dazu Bildschirme, Navigationseinheiten und Computer, die sie noch nie gesehen hatten. Als Ausgangsbasis lockte ein Gehalt, von dem sie in ihrem bisherigen Leben bestenfalls geträumt hatten.

Abgelehnt hatten ein paar der Eingeladenen, weil sie ihre Heimat nicht verlassen wollten oder ihnen das illegale Eindringen in fremde Netze mehr Spaß als die regelmäßige Arbeit machte und sie durch kleinere Betrügereien im Internet auch genug abschöpfen konnten. Aber, so sagten sie, wenn es darauf ankommen sollte, wären sie gern wieder zu einem Scharmützel dieser Art bereit.

Erstaunlicherweise hatte keiner Skrupel wegen der getöteten Feinde. Auf dem Bildschirm sahen sie auch nicht anders aus als die Aliens und andere Monster in ihren bisherigen Kämpfen. Es war ein Wettkampf gewesen und sie hatten Punkte gemacht.

Das feine Hotel in Futura, ein Komfort, der für viele neu war, verunsicherte sie mehr. Was sollte man auch mit einem Kilo Besteck links und rechts von den Tellern, wenn sie sonst vielleicht mit der rechten Hand geschickt den Reis zu einer Kugel rollten und mit ein bisschen Soße im Mund verschwinden ließen? Oder während tage-

langer Spiele gegen andere Gegner im Internet gerade noch Zeit fanden, eine bestellte Pizza hinunterzuschlingen?

Die Krisen in Europa und Afrika spitzen sich zu. Die europäischen Länder verlieren ihren Vorsprung in der Technik an China und andere asiatische Länder.

Kapitel 19: Völkermord

2051

In Afrika und Europa schlug die Stimmung um. Dürrekatastrophen führten in Subsaharaafrika zu gewaltsamen Konflikten, die nicht nur im Sudan und in Somalia in Bürgerkriegen und Massakern gipfelten.

Die Stagnation in Europa fand kein Ende, Firmenzusammenbrüche erhöhten die Arbeitslosenzahlen, die Bürger streikten oder versuchten, mit ihren kargen Sozialleistungen über die Runden zu kommen. Immer wieder zogen gewaltbereite Massen durch die Straßen, aber sie wussten selbst nicht mehr warum. Die eingeschlagenen Auslagen enthielten nichts mehr, was das Plündern lohnte. Die Länder waren pleite, die Reichen hatten sich in die wenigen friedlichen Oasen dieser Erde zurückgezogen und lebten ihr unerreichbares Luxusleben auf fernen Inseln oder den wenigen Staaten, die für die Milliardäre genug Sicherheit und ein elitäres Umfeld boten. Geld, Grundstücke und Aktien hatten sich trotz einiger Versuche einer gerechteren Aufteilung weiter in den Händen von wenigen konzentriert. Einer drohenden Besteuerung waren die Wohlhabenden mit ihren Vermögen rechtzeitig in verschiedene Steueroasen ausgewichen, die ihrerseits doch ausreichend profitierten. Schließlich wusch eine Hand die andere, da fiel auch schon ein bisschen was für die dort Regierenden ab. Das Volk, das hatte nicht viel zu sagen. Brot und Spiele, nicht anders wie vor zweitausend Jahren im alten Rom, das musste genügen. Innovation ohne ausreichende Fördermittel konnte es nur im beschränkten Umfang geben, selbst die Bildung war in Verruf geraten, weil nicht einmal mehr Hochschulabsolventen ausreichend gut bezahlte Arbeit fanden.

Arbeit, die weniger Ausbildung erforderte, war entweder eine Domäne der ROBS und AIMS geworden, wie die automatischen und intelligenten Computer und Roboter kurz genannt wurden, oder so schlecht bezahlt, dass es kaum zum Leben reichte. Die Werkhallen waren wegen der technischen Entwicklung und wegen der häufigen Streiks so gründlich automatisiert worden, dass oft genug die Befüllung mit Rohstoffen an einem Ende und der Abtransport der Fertigprodukte am anderen Ende ausreichten. An der Produktionsstätte selbst gab es manchmal nur noch den Sicherheitsdienst, die Überwachung der Maschinen erfolgte aus einem Schaltraum vielleicht hunderte Kilometer entfernt.

Als sich die Dürre in einigen Ländern der Subsahararegion weiter verstärkte und die arabischen Nomaden mit ihren Herden regelmäßig in die Ländereien und Felder der afrikanischen Bauern einfielen, kam es zu Massakern unter den Bauern. Die Araber hatten die besseren Waffen, sie machten gezielt Jagd auf alle, die ihnen die Weidegründe versperrten.

Eine riesige Flut an Flüchtlingen aus verarmten Bewohnern der überbevölkerten Länder Nigeria, Niger, Tschad und dem Sudan ergoss sich in den Norden. Wie eine verheerende Wolke von Heuschrecken bahnten sie sich ihren Weg zum Mittelmeer,

der vermeintlichen Rettung in Europa entgegen. Doch an den Küsten Algeriens, Tunesiens, Libyens und Ägyptens begegnete ihnen blanker Hass.

Die früheren Wirtschaftsflüchtlinge waren willkommene Opfer gewesen, da sie meist genug Geld für Schlepper, Fahrzeuge und Nahrungsmittel mitgehabt hatten. Diese neuen Flüchtlinge besaßen bestenfalls das, was sie am Leibe trugen. Als sie in ihrer Verzweiflung Häuser und Felder plünderten, fielen die ersten Schüsse. Doch das Morden hörte nicht auf. Wie im Bürgerkrieg Ruandas, in dem zehntausende Hutus hunderttausende Tutsis mit ihren Macheten schlachteten, eskalierte die Gewalt. Die Einwohner der Wüstenränder und Küstengebiete verteidigten verbissen ihre kargen Vorräte. Die Einheimischen fühlten sich bedroht, es waren ohnehin schon zu viele in ihrem Land als Binnenflüchtlinge gestrandet und aus anderen Gebieten gezogen. Mit Hacken, Messern und Gewehren gingen sie auf die Ankommenden los, die in ihrer heillosen Panik entweder in die Wüste zurückliefen und dort umkamen oder zerstückelt, aufgeschlitzt oder angeschossen tot am Wegrand verfaulten. In wenigen Wochen wurden über hunderttausend der gestrandeten Flüchtlinge ermordet. Die Präsidenten der jeweiligen Fluchtländer kümmerte dies kaum. In ihren Augen war nur schade, dass die Getöteten keine Devisen mehr an ihre Länder schicken konnten.

Die bisher nahe der afrikanischen Küste einsatzbereiten Schiffe der Europäer zogen sich immer weiter zu den eigenen Küsten zurück. Die noch vor Jahrzehnten vorhandene Aufnahmebereitschaft war auch in Europa massiver Abwehr gewichen.

Die öffentlichen Institutionen bis zur UNO begnügten sich mit schönen Worten und wandten sich ab. Sie hatten genug eigene Probleme.

Kapitel 21: Arifa

Auf ihrer einwöchigen Frankreichreise besuchte Carmen Buffet mit ihren beiden Kindern Philipp und Stephanie auch Straßburg. Sogar Stephanie, obwohl gerade erst fünfzehn geworden, interessierte sich für Kunst. So etwas wie die gotische Kathedrale Notre-Dame, die majestätisch vor ihnen aufragte, war neu für sie. Ein Bilderbuch aus Sandstein nannte sie die riesige Kirche. Durch die Rosetten flimmerten farbige Lichtstreifen am hellgrauen Steinboden. Die Astronomische Uhr beeindruckte sie mit dem riesigen Ziffernblatt und ihren Figuren. Carmen versuchte, ihren beiden Kindern die Zeit der Gotik nahe zu bringen:

„Das Münster wurde um 1176 begonnen, wie im Mittelalter üblich wurde an diesen Gebäuden Jahrzehnte, manchmal sogar Jahrhunderte gebaut.“

Philipp warf ein: „Das letzte Hochhaus von Papa war in zwei Jahren fertig.“ „Hat aber auch weniger Figuren“, ergänzte Stephanie und blieb vor der Synagoge, einer der schönsten gotischen Skulpturen am Dom, stehen. Die Synagoge stand mit gesenktem Kopf und einer Binde um die Augen auf einem Sockel, nahe der stolzen Skulptur der Ecclesia.

Carmen erklärte: „Das Mittelalter hatte vom Judentum keine hohe Meinung. Die Synagoge als Bild für das Judentum kann neben dem siegreichen Christentum, das durch die Ecclesia dargestellt wird, nicht bestehen. Ihre Lanze ist gebrochen, während die Ekklesia als eine schöne, stolze Frauenfigur dargestellt ist. Meist trägt sie wie hier eine Krone als Herrschaftszeichen. In der Hand hält sie ein römisches Feldzeichen, bei anderen Darstellungen ein Kreuz.“

Der Nordturm war viele Jahre das höchste Bauwerk der Menschheit. Die Planungen für den Ausbau des Südturmes wurden nie realisiert. Auf dem Tympanon der Westfassade ist die Passion Christi dargestellt. Die anderen Portale zeigen Szenen aus dem Leben Jesu und Marias oder dem Neuen Testament.“

„Ich würde die Synagoge heute eher als Bild für Europa sehen“, sagte Philipp. „Ein toller Kontinent mit einer blühenden Kultur, doch so viele Menschen rennen blind in ihren Untergang. Die Ecclesia könnte dagegen eine Statue unserer Präsidentin sein, auch wenn die keine Krone hat. Sie wirkt ein bisschen unnahbar.“

Ein Mädchen mit einem Kopftuch, wie Stephanie etwa fünfzehn oder sechzehn Jahre, näherte sich der Gruppe. Der diskret abseits stehende Bodyguard wollte sie abwehren, doch Stephanie gab ihm ein Zeichen.

„Bitte um eine Spende, ich habe Hunger.“

Stephanie sah ihr in die Augen. Das Mädchen senkte die ihren, ein bisschen glich sie jetzt der Skulptur der Synagoge, die aber lange Locken hatte.

„Wieviel brauchst du?“, fragte sie. Das muslimische Mädchen blickte erstaunt hoch, diese Frage war ihr noch nie gestellt worden. „Hundert Euro?“

Die Augen des Mädchens weiteten sich, auch so ein Betrag war ihr noch nie angeboten worden. „Wie heißt du?“, fragte Stephanie nach.

„Arifa.“

„Woher kommst du?“

„Aus Ägypten. Aus Syrien.“

Stephanie lachte auf. „Woher jetzt?“

Sie hielt ihr den Geldschein hin.

„Ich bin in Syrien geboren, dort aufgewachsen, dann bin ich mit meinem Vater nach Ägypten geflüchtet.“

Stephanie zeigte auf eine der Bänke. Von den Statuen hatte sie ohnehin genug gesehen.

„Erzähle!“

„Mein Vater ist in Syrien verfolgt worden, und er hat mich mit nach Ägypten genommen. Er wollte dort ein Geschäft aufbauen, aber das ging nicht. Schließlich hat er einen Fluchthelfer bezahlt, der uns nach Deutschland bringen sollte.“

Stephanies Mutter wollte weiter gehen und winkte ihr. Sie forderte das Mädchen auf, mitzugehen: „Komm, begleite uns.“

Ein Polizist schaute ihnen nach. Im Kommissariat hatte man ihm die Anwesenheit der Senatorenfamilie angekündigt. Da ihr Besuch aber privat war, sollten sie nicht weiter behelligt werden. Das Mädchen mit dem Kopftuch schien nicht dazu zu gehören. Er würde ihre Reaktion abwarten.

Arifa spürte den kritischen Blick des Polizisten. Sie duckte sich.

„Hast du was gestohlen, dass du Angst vor der Polizei hast?“, fragte Philipp.

„Nein, aber .. ich habe keine Papiere.“

„Keine was? Meinst du einen Reisepass?“

„Den schon, einen syrischen, aber ich habe keine Aufenthaltserlaubnis.“

„Mit uns bist du sicher, komm einfach mit. Willst du was essen?“

„Ja, schon.“

Sie gingen gerade an einer Boutique für junge Frauen vorbei.

„Kauf dir was zum Anziehen! Dein Kleid riecht schon etwas“, sagte Stephanie und zog sie in das Geschäft.

Arifa zuckte zusammen, doch Stephanie wandte sich einfach an die Inhaberin. „Was zum Anziehen, Jean, Pullover, Unterwäsche. Für sie“, und deutete auf das Mädchen, das verlegen dastand.

Stephanies Mutter war ihr ins Geschäft gefolgt. Sie war erstaunt über die plötzliche Entschlussfähigkeit ihrer Tochter.

Die Inhaberin der Boutique legte ein paar Kleidungsstücke auf das Verkaufspult.

„Such dir was aus und probiere es gleich an.“

Zögernd und völlig überrumpelt nahm Arifa einige der vorgeschlagenen Artikel und probierte sie an.

„Cool, das steht dir. Du hast eine tolle Figur.“

„Wir nehmen das.“

Stephanies Mutter legte ihre Platinum Card von American Express auf das Pult. Senatorin Dr. Carmen Buffet stand darauf. Die Inhaberin des Geschäftes erstarrte fast vor Ehrfurcht und nahm die Karte.

Hundert Meter weiter fanden sie ein schickes Restaurant. Der Bodyguard nahm einen Nebentisch.

Arifa schien aus einer guten Familie zu stammen. Ihre Sprache und ihr Benehmen zeigten der Familie Buffet, dass sie in ihrer Jugend schon bessere Tage erlebt hatte.

„Erzähle, was hat dich nach Frankreich geführt?“, fragte Stephanie.

Arifa begann stockend zu erzählen: „In Syrien hat es nach dem Ende der Herrschaft Assads viele Versuche gegeben, das Land zu stabilisieren. Doch nach dem Krieg – der lang vor meiner Geburt begonnen hat – war kein Geld für den Aufbau da. Wir haben in Damaskus gelebt, am Rande der Stadt. Meinen Eltern ist es gelungen, mit dem Handel mit Baumaterial und elektronischen Sachen eine Firma aufzubauen, die recht gut funktioniert hat, sodass ich eine der wenigen noch vorhandenen Mädchenschulen besuchen konnte. Aber dann hat es immer mehr Schwierigkeiten von ehemaligen Soldaten und Offizieren gegeben, die Geld wollten. Sie haben meinen Vater beschuldigt, illegale Geschäfte zu betreiben. Er hat ihnen Geld gegeben, aber es war nie genug. Dann ist meine Mutter auf der Straße erschossen worden, einfach so. Wir haben nie erfahren, was eigentlich passiert ist. Ein paar Tage nach dem Begräbnis hat mich mein Vater direkt von der Schule mit dem vollgepackten Auto abgeholt. Er hatte Angst. Wir sind direkt vom Unterricht weg nach Ägypten gefahren. Ich habe mich von niemand verabschieden können. Zwei Wochen sind wir unterwegs gewesen.“

In Kairo haben wir eine Wohnung gefunden, wenig später hat mein Vater auch ein Geschäft mieten können, doch es hat nicht so gut wie das in Damaskus funktioniert. Immer öfter hat mein Vater von Europa geschwärmt. Dort würde es besser für uns sein, dort würde ich auf eine bessere Schule gehen können und wir könnten uns eine neue Existenz aufbauen. Es ist ihm auch gelungen, das Geschäft zu verkaufen und er hat einem Schlepper Geld für eine Überfahrt nach Europa gegeben.

Acht Tage später sind wir mitten in der Nacht aufgebrochen. Ein klappriger Bus hat uns nach einer mehrstündigen Fahrt an die Küste gebracht, wo ein ziemlich rostiges Schiff im Meer auf uns gewartet hat. Es hat ausgeschaut, als würde es sofort absaufen. Wir sind in einem kleinen Boot zum Schiff gerudert. Es ist schon ganz voll gewesen, doch es sind immer noch mehr Leute gekommen. Wir wurden gestoßen und an den Rand gedrängt, dabei hatten wir ohnehin nur einen Rucksack und einen Koffer. Ich hatte Angst, samt dem rostigen Geländer ins Meer zu fallen. Ohne Licht sind wir nach einer halben Stunde, eingepfercht zwischen anderen Menschen und Koffern, aufs Meer hinausgefahren. Wir fuhren den ganzen Tag, es gab nur Meer, Wolken, Vögel und den Gestank von Rauch und Klo. Wir waren sechshundert Flüchtlinge auf dem Boot, das kaum dreißig Meter lang und etwa sechs Meter breit war. Wir mussten im Sitzen schlafen, immer im selben Gewand.“

Sie unterbrach die Erzählung, als der Kellner servierte. „Soll ich weiter erzählen?“

„Ja, es ist spannend“, sagte Philipp.

„Es hat überall gestunken, es gab ja keinen Platz. Zweimal am Tag haben wir pro Person eine Flasche mit Wasser und einen Reis mit einer Soße oder eine Art von Fladenbrot bekommen. Am Abend gab es auf der anderen Seite plötzlich ein Ge-

schrei, ein paar Männer stritten und kämpften, einer von ihnen ist ins Meer gefallen. Das Schiff ist einfach weitergefahren. Später haben wir erfahren, dass er ein Messer in den Bauch bekommen hatte, aber niemand hat sich darum gekümmert, auch nicht, wer das getan hatte. Nach zwei Tagen sind wir in einen dichten Nebel gekommen. Ich hatte das Gefühl, dass das Schiff nur im Kreis herumfuhr, was auch tatsächlich stimmte. Der Kompass war angeblich kaputt. Der Kapitän hatte keine Ahnung von der Navigation, er und zwei Matrosen sind irgendwie nach der Sonne gefahren. Nach drei Tagen war das Essen aus. Offensichtlich hatten sie gerechnet, dass uns nach ein paar Kilometern ein europäisches Schiff retten würde.

Nach sechs Tagen kam ein französisches Schiff und wir stiegen auf das andere Schiff hinüber. Ich konnte kaum noch gehen, da ich fast die ganze Zeit am selben Platz gestanden oder gehockt war. Am Ufer haben Lastkraftwagen auf uns gewartet und uns in ein Lager gebracht, wo wir registriert worden sind. Wir haben nur einen Platz im Freien bekommen, es war so ein Sonnenschutz da, ein Zelt mit drei Seiten, die vierte war offen. Es hat ein dichtes Gedränge gegeben, wahrscheinlich haben sie hier schon tausend Flüchtlinge untergebracht.

Wir bekamen ein frisches Gewand, was wir angehabt hatten, war so dreckig, dass sie es nur noch in einen Abfallsack steckten, es hat aber keine Möglichkeit gegeben, sich unbeobachtet umzuziehen und mein Vater musste eine Decke vor mich halten.

Viele Frauen wurden belästigt, ständig hat es Streit und Lärm gegeben. Meinem Vater wurde das zu viel. Als es gerade wieder zu einer Schlägerei gekommen ist und auch die Torwachen abgelenkt waren, hat mich mein Vater ins Freie gezogen. Wir rannten die Straße hoch, wo gerade ein Bus stand. Mein Vater und ich sind einfach hineingesprungen. Wir hatten immer noch Geld, sodass mein Vater die Fahrkarte zahlen konnte. Der Bus ist mit mehreren Aufenthalten nach Lyon gefahren. Dort haben wir einen Bus nach Straßburg gefunden, mein Vater hat geglaubt, dass wir hier über die Grenze nach Deutschland kämen. Alles ist hier so teuer. Wir haben ein kleines Zimmer gemietet, wo mein Vater jetzt ist.“

Hungrig stopfte sich Arifa die Pizza in den Mund. Stephanie legte die Hand auf ihren Arm: „Da hast du ganz schön was mitgemacht. Was habt ihr jetzt vor?“

„Ich weiß es nicht. Ich habe ganz einfach gehofft, ein bisschen Geld zu bekommen, aber die Polizei darf mich nicht dabei erwischen. Aber wer seid Ihr? Ich habe bis jetzt nur von mir erzählt.“

„Wir haben einen Ausflug nach Straßburg gemacht. Vorher waren wir ein paar Tage in Paris, eine schöne Stadt. Mama hat uns einen halben Tag durch den Louvre geschleppt.“

„Ich hoffe doch, dass es euch auch gefallen hat“, fügte ihre Mutter hinzu. „Außerdem hatten wir eine tolle Führerin.“

„Mich hat es interessiert. Immerhin war es super, die Bilder und Skulpturen in echt zu sehen, mit denen ich in Kunstgeschichte traktiert worden bin“, erwiderte Philipp. An Arifa gewandt: „Meine Mutter ist Justizministerin, wir kommen aus Futura.“

Das Mädchen blickte erschrocken auf. „Dann seid ihr ..!“ Sie stockte: „Von Futura habe ich gehört. Die Stadt soll so schön sein und alle sind reich und Drohnen kreisen über der Stadt und töten alle Bösen und alle Autos fahren automatisch.“

„Nun, ganz so schlimm ist es nicht, aber das Land ist wirklich schön“, erwiderte Philipp. „Was passiert, wenn dich die Polizei erwischt?“

„Mein Vater hat gesagt, dass wir eingesperrt oder abgeschoben werden. Aber wenn wir zurück nach Syrien geschickt werden, bringen sie uns um, wie meine Mutter.“

„Mama, können wir sie nicht mitnehmen? Bei uns ist sie sicher“, schlug Stephanie vor.

„So einfach geht das auch wieder nicht.“

„Aber du kannst doch alles, wenn du nur willst, schließlich machst du die Gesetze“, schmollte sie.

„Nein, die Gesetze mache ich nicht. Die beschließen alle Senatoren gemeinsam. Die Voraussetzung für die Aufnahme eines Bürgers solltest du ja aus dem Unterricht kennen. Wir haben auch schon oft darüber gesprochen. Bei uns sind Kopftücher nicht zugelassen, wir verlangen volle Integration. Außerdem kostet die Aufnahme bei uns derzeit hundertzwanzigtausend Dollar, das macht es nicht einfacher.“

Arifa bekam ein rotes Gesicht und rutschte unsicher am Sessel: „Hundertzwanzigtausend Dollar?“ Sie sah die Familie erstaunt an. „Ich muss das Kopftuch tragen, das ist ein Zeichen für den Islam.“

„Musst du nicht, das steht nirgends wörtlich so, außerdem ist es ...“

Sie verschluckte das letzte Wort. Sie wollte Arifa nicht beleidigen.

„Wir müssen weiter, es war nett, dich kennen zu lernen“, sagte die Senatorin und stand auf. Sie winkte ihrem Bodyguard, dass er die Rechnung begleichen sollte.

Beim Hinausgehen flüsterte Stephanie Arifa zu: „Lass dich nicht unterkriegen. Das mit dem Kopftuch ist wirklich blöd. Da hast du meine Telefonnummer. Ruf mich einfach an.“ Nach einem Blick zu ihrer Mutter sprach sie weiter: „Die kann wirklich alles. Wenn was schiefgeht, hilft sie dir sicher.“

„Wenn uns die Polizei verhaftet, auch?“

„Das geht bei ihr schneller, als der Polizist das Protokoll getippt hat. Da hast du ihre Karte auch.“

Sie nahm die Karte wie einen Talisman. Darauf stand neben dem Wappen von Futura: Senatorin Dr. Carmen Buffet. Darunter: Justizminister und als Adresse Pernsteinboulevard 2, Futura. Beim Abschied griff Stephanie in ihre Brieftasche und drückte Arifa die restlichen Scheine in die Hand. Das Mädchen riss ihre Augen auf. „Du kannst es brauchen“, sagte Stephanie und küsste sie links und rechts. „Au revoir“, fügte sie auf Französisch dazu.

„Au revoir“, flüsterte Arifa mit Tränen in den Augen.

Nach ein paar Minuten wandte sich Stephanie wieder an ihre Mutter: „Warum helfen wir ihr nicht?“

„Stephanie, du und Philipp, ihr seid in ein paar Jahren alt genug, um die Verantwortung in unserem Land zu übernehmen. Ihr werdet dann die Gesetze bestimmen, nach denen ihr leben wollt. Ein Grundsatz in unserem Staat ist Freiheit, ein anderer Verantwortung für das eigene Leben, ein weiterer die Trennung von Staat und Religion. Nach unserer Auffassung ist das Tragen eines Kopftuches dieser Art eine Form der Unterdrückung, entweder durch die Religion oder durch die Männer, beides wollen wir in unserem Staat nicht. Die extremen Verhüllungen durch die Burka oder den Nikab kennst du ja auch. Wer unsere Regeln nicht mag, aus welchem Grund auch immer, sollte unseren Staat nicht als Heimat wählen. Den ersten Schritt müssten also sie und ihr Vater tun. Ein weiterer Schritt wäre die Bereitschaft zum Besuch der Schule. Sie ist ja erst fünfzehn und bei uns noch mindestens drei Jahre schulpflichtig. Dann liegt es an dir, ob du ihr helfen willst oder nicht. Es ist deine Entscheidung, die du triffst oder eben nicht. Das Geld dazu hast du. Es wäre aber schlecht, falsche Hoffnungen zu wecken. Denn genau das hat ohnehin schon zu viele Menschen zur Flucht nach Europa veranlasst, zu viele von ihnen stehen jetzt frustriert vor den Trümmern ihrer Träume. Oft genug können sie nicht mehr zurück, eine neue Heimat finden sie aber auch nicht. Die Folgen sind Frust, Depressionen oder die Radikalisierung bis zum Selbstmordattentäter. Überlege also gut.“

„Hm“, sagte Stephanie dazu. „Ich werde darüber nachdenken.“

Viel Zeit zum Nachdenken blieb ihr allerdings nicht.

Da Arifa sich mit ihrem Vater nicht länger verstecken wollte, überschritten sie die Grenze nach Deutschland um dort Arbeit zu finden, wurden aber rasch entdeckt. Nach einem Datenabgleich in einer Stuttgarter Polizeidirektion sollten sie wieder nach Frankreich abgeschoben werden, schließlich waren sie dort erstmals registriert worden. Der große Raum wies die üblichen seelenlosen Arbeitsplätze mit Holz, Glas und Chrom, vielen Computern, eine Tafel mit Zetteln und einen Ständer mit aufgehängten Uniformjacken auf. Es sah aus, als wäre die Zeit vierzig Jahre zuvor stehen geblieben. In ihrer Angst fischte Arifa die Visitenkarte der Justizministerin aus Futura hervor und verlangte einen Anruf. Der Beamte wollte zuerst einmal rasch abwiegeln, dann begann er doch zu überlegen, Scherereien wollte er nicht. Dem Polizisten trat der Schweiß auf die Stirn. Ein paar Flüchtlinge einzuschüchtern war wesentlich leichter, als sich mit einem Minister anzulegen, der vielleicht seine schützende Hand über dieses Flüchtlingspack hielt, selbst wenn dieser eine Frau war und noch dazu in einem fernen Land regierte. Er gab die Karte an seinen nächsten Vorgesetzten weiter, der sie wie eine heiße Kartoffel an seinen Chef weiterreichte. Dem blieb jetzt nichts anderes übrig, als selbst anzurufen. Trotz Zeitverschiebung wurde der Anruf sofort angenommen und sie wurden mit der Justizministerin verbunden.

„Carmen Buffet, Justizministerium, was wünschen sie?“

Der Polizeiobers erstarrte innerlich. „Entschuldigung, Frau Minister, aber wir haben hier zwei illegale Flüchtlinge, die behaupten, sie zu kennen.“

„Kein Mensch ist illegal“, antwortete sie vielleicht etwas schärfer, als sie gewollt hatte. Das sogar in deutscher Sprache, die sie ganz gut beherrschte. „Ja, die beiden kennen wir. Ja, wir möchten, dass sie gut behandelt werden. Sie werden in wenigen Minuten von uns hören.“

Minuten später spuckte das Fax ein Dutzend Formulare aus. Antrag auf die Staatsbürgerschaft in Futura, Antragsformulare für einen Pass, für eine Kreditkarte, für eine Vereinbarung zur Integration mit einigen Seiten Erklärungen, alles in fehlerfreiem Deutsch und ebenso auf Englisch.

Das hatte dem Oberst gerade noch gefehlt. Irgendeine politische Verstimmung zwischen den Ländern, noch dazu, wo in Kürze ein Staatsbesuch anfallen sollte. Eine heikle Sache. Während er noch über die weitere Vorgehensweise nachdachte, kam schon ein Anruf vom Honorarkonsul Futuras aus Berlin, der mit den beiden sprechen wollte. Der Oberst reichte den Hörer an den Vater weiter.

„Ich habe Instruktionen aus Futura. Die Frau Minister Buffet ist bereit, ihnen zu helfen, wenn sie mit den folgenden Punkten einverstanden sind. Diese beinhalten ihre Bereitschaft zu voller Integration in einem Land, das ihre neue Heimat wird. Weiters die Akzeptanz der Schulpflicht für ihre Tochter, zumindest bis zum Abschluss des achtzehnten Lebensjahres, weiters kein Kopftuch, keine Sympathiekundgebungen für einen islamistischen Staat. Das bedeutet weiter die Bereitschaft, innerhalb von zwei Monaten eine Arbeit anzunehmen.“

Wenn sie also mit diesen Voraussetzungen einverstanden sind, unterschreiben sie die beiliegenden Papiere, wenn nicht, wird es nicht einfach sein, ihnen zu helfen. Wenn sie unterschreiben, kommen sie bitte nach Berlin, sie erhalten dann dort ihren Pass, eine Kreditkarte und die Flugtickets. In einer halben Stunde melde ich mich wieder.“

Ein Schwall von Eindrücken, die über Malek, so hieß Arifas Vater, und ihr zusammenschlugen. Mit den Bedingungen konnte er einverstanden sein. In seiner Situation waren sie ein unverhofftes und völlig unerwartetes Geschenk. Syrien war in früheren Jahren relativ liberal gewesen, was sich vor dem Beginn des endlosen Bür-

gerkrieges in einem ziemlich friedlichen Miteinander zwischen Muslimen und Christen zeigte. Erst mit dem Ende der Diktatur, die brutal, aber auch so gewesen war, dass man sich irgendwie arrangieren konnte, war jede Ordnung zusammengebrochen. Der folgende Krieg, den Russland, die Vereinigten Staaten und andere mit ihren Waffenlieferungen kräftig geschürt hatten, der lange Kampf gegen den IS, den Islamischen Staat, das verheerende Erdbeben Anfang der 40er Jahre, all das hatte ein Leben in Syrien letztlich unmöglich gemacht. Er blickte auf seine Tochter und konnte noch immer nicht glauben, dass alles ein gutes Ende finden würde.

„Nimm das Kopftuch ab“, sagte er an sie gewandt. „Ich weiß nicht, was da wirklich los ist, aber diese Karte hat uns vielleicht gerettet.“

Der Oberst verstand immer noch nicht. Wie kamen diese Flüchtlinge zu solchen Beziehungen? Er würde mit einem Anliegen wochenlang auf einen Termin mit einem deutschen Minister warten müssen und eine Erledigung in diesem Tempo gab es auf keinen Fall. Seine Untergebenen hatten sich verkrümmelt. Es tat richtig gut, diese heikle Angelegenheit an den Chef abschieben zu können.

Er reichte die Papiere, sehr viel höflicher als vorher, an die beiden weiter, die sie lasen, unterschrieben und ihm zurückgaben. „Ohne Kopftuch sah das junge Mädchen ja richtig hübsch aus“, dachte er. Er faxte die unterzeichneten Papiere zurück.

Minuten später kam die Bitte, von den beiden Syrern Passfotos, die den Vorschriften für Dokumente entsprachen, zu machen und samt ihren Fingerabdrücken an den Honorarkonsul und nach Futura zu senden. „Die halten mich ja richtig auf Trab, als hätte ich sonst nichts zu tun“, murmelte er halblaut vor sich hin, doch er rief nach einem Polizeifotografen, der die Fotos in einer knappen halben Stunde erledigte. Wieder wenige Minuten darauf kam der höfliche Dank für die Bemühungen und die Bitte, zwei Bahnkarten für die Strecke Stuttgart-Berlin und einen Gutschein für eine Nächtigung in einem bekannten Hotel auszudrucken. Der Oberst war genervt. Selbst die Anforderung neuer Bleistifte dauerte bei ihm länger und da ging alles in einem unglaublichen Tempo vor sich. Wieder eine halbe Stunde später kam ein offizielles Dankeschön an seine Abteilung für die zufriedenstellende Erledigung aus Futura und dass die inzwischen fertiggestellten Pässe am morgigen Tag in Berlin inklusive eines Flugtickets von Berlin über Mexiko-City nach Futura zur Abholung bereitlägen. Eine Kopie der Pässe ratterte gleichzeitig aus dem Drucker.

Der Oberst schüttelte den Kopf. Innerhalb von zwei Stunden waren aus zwei illegalen Asylanten Staatsbürger eines Landes geworden, von dem er schon so viel gehört hatte. Das war wie Magie, er fand dafür kein anderes Wort.

Er wandte sich den beiden neuen Futurern, oder wie nannte man diese Bewohner Futuras eigentlich, zu, gratulierte ihnen kurz, überreichte ihnen Gutscheine, Tickets und Kopien und verabschiedete sie höflich.

Erledigt, die Sache und auch er.

Die beiden sahen sich an. Eben waren sie noch auf der Flucht, jederzeit gefährdet, abgeschoben zu werden, Menschen zweiter Klasse. Sie hatten Tränen in den Augen. Sie fürchteten, aus ihrem Traum zu erwachen, denn das konnte nur ein Traum sein.

Malek rief ein Taxi, das sie zum Hotel brachte. Sie wurden am Schalter freundlich empfangen, schließlich war das Arrangement schon bezahlt, über das armselige Gepäck sah man großzügig hinweg.

Arifa sah sich mit großen Augen um. Ein sauberes Bett, frisch und glatt gebügelt. Frei, sie war frei, sie war sicher. Sie dachte an das Mädchen, das sie in Straßburg vor dem Dom angequatscht hatte, an die noble Dame, ihre Mutter, die sie etwas herablassend, aber freundlich gemustert hatte. Im Spiegel sah sie ihren ungewohnten Anblick ohne Kopftuch. Eigentlich hatte sie es gern getragen, sie hatte es unter den

manchmal derben Männern im Lager und auf dem Schiff als Schutz empfunden. Ihr Vater hatte sie überrascht, als er ihr einfach befohlen hatte, das Tuch abzunehmen. Er ging mit ihr zum Abendessen. Sie zuckte zusammen, als sie an jemand anstieß. Ein ganzes Büffet voller Köstlichkeiten, ein schön gedeckter Tisch, eine Kellnerin, die sie auf Deutsch nach ihren Wünschen fragte. Auch wenn sie kaum ein Wort davon verstand, es war so anders, so wunderbar.

Selbst das Bad war ein Erlebnis, mit Schaum zu plantschen, mit dem Finger Schriftzeichen in die dunstfeuchten Fliesen zu malen. Sie fühlte, wie sich im warmen Wasser Schicht um Schicht an Schmutz und Schmerz löste.

Auch die nächsten Tage vergingen wie im Traum. Am Weg zum Bahnhof zuckten beide zusammen, als ein Polizist auf sie zukam. Doch er ging vorbei, ohne sie zu beachten. Acht Stunden später erreichten sie Berlin, wo der Honorarkonsul in seinem Büro bereits auf sie wartete. Er begrüßte sie und überreichte ihnen die neuen Pässe, die Kreditkarte, Bargeld, einen Hotelgutschein und die Flugtickets für den übernächsten Tag. „Den Tag morgen sollt ihr noch in Berlin genießen, soll ich euch ausrichten. Liebe Grüße von Fräulein Stephanie.“

Arifa sah sich den Pass, der ihr neues Leben bedeutete, an. Ihr Bild vom Vortag war darin, ohne Kopftuch. Sie konnte an den Polizisten ohne Angst vorbeigehen, sie genoss geradezu das feine Kribbeln, das sie beim Anblick einer Uniform noch immer spürte.

Den nächsten Tag verbrachte sie mit Sightseeing und dem Kauf neuer Kleidung. Sie hatte plötzlich das unbändige Bedürfnis, so auszusehen, wie die anderen Menschen auch, Turnschuhe von Adidas, T-Shirts, Jeans, ein cooler Rucksack, und einfach die Karte hinhalten, die freundlich genommen und freundlich zurückgegeben wurde. Ihr Vater tat sich damit schwerer. Er misstraute diesem plötzlichen Glück. Im Leben bekam man nichts geschenkt.

Der Flug vom neuen Flughafen in Berlin, von dessen Querelen beim Bau sie nichts wussten, war wieder ein Erlebnis. Den neuen Pass hinhalten, ihn ohne Kommentar zurückerhalten, nur von einem Nicken begleitet, in das riesige Flugzeug einsteigen, sie konnten kaum glauben, dass das möglich war. Die Enge des klapprigen Schiffes stieg in ihren Gedanken hoch, es war wunderschön, so hoch über den Wolken einem unbekanntem Leben entgegenzufliegen.

Kapitel 27: Erfolg in vielen Bereichen

Mit diesem gelungenen Start war Futura der Aufstieg in den Kreis der Weltmächte gelungen. Die Zusammenarbeit mit anderen Nationen wurde vertieft, der Austausch mit anderen Geheimdiensten zur Abwehr von Terroristen erfolgte ohnehin ziemlich klaglos. Gemeinsame Anstrengungen gab es auch in der Verfolgung von Rauschgifthändlern und den verschlungenen Wegen, auf denen das Gift in die westlichen Länder kam.

In den Vereinigten Staaten wurden riesige Beträge für die Bekämpfung des Terrors ausgegeben. Bei Befragungen fand dies auch die Zustimmung der Bevölkerung, die Terror als eine ihrer Hauptbedrohungen sah. Doch es war ähnlich wie die Angst vor den Haien. Die Todesfälle durch Haie und Terroristen wurden in den Medien breit präsentiert und bestätigten die Urängste der Menschen. Doch in ihrer Gesamtzahl lagen sie weit abgeschlagen hinter den echten Bedrohungen, die zu Unrecht viel zu wenig beachtet wurden.

Dass in den USA zu viele Menschen durch Schusswaffen starben, war nicht wirklich überraschend. Bedenklich waren die echten Zahlen, als sie den Toten der letzten hundert Jahre oder auch von längeren Zeiträumen gegenübergestellt wurden. Seit

dem Ersten Weltkrieg waren die Amerikaner an vielen weiteren Kriegen beteiligt. Sie trugen zur Beendigung des Zweiten Weltkriegs bei, sie kämpften im Irak, in Vietnam, Afghanistan und anderen Ländern. Über eineinhalb Millionen Söhne und Töchter mussten von ihren Vätern und Müttern betrauert und begraben werden. Aber allein in den letzten hundert Jahren starben zwei Millionen US-Bürger durch Schusswaffen. Zu Hause, im eigenen Land und ohne Krieg.

Auch in Futura gab es Gewalt, Auseinandersetzungen in den Familien, Fehden zwischen verschiedenen Ethnien, Attacken, die tödlich endeten. Aber keinen einzigen Toten durch Schusswaffen. Es gab keine. Ihr Besitz und die Einfuhr waren verboten. Der Versuch, Waffen einzuschmuggeln blieb den aufmerksamen Drohnen und unauffälligen Detektoren nicht lange verborgen. Unsichtbar waren diese selbst in Stiegenhäusern und Aufzügen eingebaut. Rauchmelder analysierten neben dem Rauch auch winzige Spuren an Sprengstoffen und Suchtmitteln.

Doch selbst diese Horrorzahlen der Gewalt wurden noch übertroffen. Die Zahl der Drogentoten in den USA, aber auch in anderen westlichen Ländern, erreichte einen neuen Höchststand.

Mehr als 60.000 US-Bürger waren im vergangenen Jahr an einer Überdosis gestorben. Die vielen Drogentoten trugen sogar schon zu einer sinkenden Lebenserwartung bei. Alle Altersgruppen waren betroffen, vor allem schwarze Jugendliche. Besonders stark nahmen die Todeszahlen im Zusammenhang mit Heroin, synthetischen Opioiden und Crystal Meth zu.

Doch selbst angeblich harmlose Schmerzmittel, Tabletten, Stimmungsaufheller und Schlafmittel trugen zur Gewöhnung und dem sorglosen Umgang mit Medikamenten bei, die allzu leichtfertig verschrieben wurden oder im Internet erhältlich waren.

Zum Vergleich: Bei Autounfällen kamen im gleichen Zeitraum weniger als zwölf-tausend Menschen ums Leben. Die große Zahl an Elektroautos mit ihren zahllosen Sicherheitssystemen und Sensoren und vor allem die vollautomatischen Fahrzeuge, die sich in allen Bereichen fast schon flächendeckend durchgesetzt hatten, trugen zur drastischen Abnahme der Todesopfer im Straßenverkehr wesentlich bei. Da bestand sogar die Hoffnung, selbst diese Zahl noch weiter zu senken. Ein weiterer, kaum noch beachteter Vorteil lag darin, dass Attentäter Fahrzeuge nicht mehr zum absichtlichen Töten anderer Menschen verwenden konnten. Die Fahrzeuge blockierten bei der Annäherung an Menschengruppen oder starteten automatische Ausweichmanöver, bei den seltener gewordenen echten Unfällen riefen sie automatisch Polizei und Rettungskräfte. Der Personenverkehr verlor generell an Bedeutung. Die utopischen Visionen von fliegenden Autos waren der Realität gewichen. Zu energieintensiv, zu kompliziert, zu hoher Schadstoffausstoß. Man konnte ohnehin alles mit seinen Smartphones steuern, besprechen und bestellen. Der Trend zum Cocooning hatte sich verstärkt. Cocooning wurde als Rückzug in die eigenen vier Wände verstanden, als Trend hin zum Einigeln samt dem Wunsch, sich alles nach Hause liefern zu lassen. Wem die Welt draußen zu kompliziert, zu stressig und zu uninteressant geworden war, der zog sich in sein kleines, überschaubares Umfeld zurück. Die Überforderung durch ständig Neues reduzierte die Lust vieler Menschen, Neuland zu entdecken, und förderte die Gleichgültigkeit gegenüber allem, was die mühsam erworbene mentale Sicherheit schon wieder in Frage stellen könnte.

Wegen der hohen Zahl an Millionären vermuteten zahlreiche Drogendealer in Futura einen lukrativen Markt für Kokain, Heroin und die gängigen Modedrogen. Trotz der abschreckend hohen Strafen versuchten es immer wieder neue Händler. Neue nicht zuletzt deshalb, weil alle Versuche, sich am Markt zu etablieren, schneller endeten als irgendwo anders. Der funktionierende Geheimdienst, die unsichtbaren Detektoren und die Minidrohnen, die sich, kaum größer als Singvögel, den potentiellen

Dealern oder Kunden näherten, hielten alle Versuche nieder, den Markt aufzurollen. Wer als Händler geschnappt wurde, landete schon am nächsten Tag vor dem Gericht. Die Verhandlungen dauerten oft nur ein paar Minuten.

„Das Hohe Gericht. Erheben sie sich.“

„Der Staat Futura gegen den Angeklagten XY.“

„Sie werden beschuldigt, gegen das Suchtmittelgesetz Futuras am soundsovielten des Monats verstoßen zu haben. Sie wurden beim Versuch des Verkaufes von Kokain ertappt und waren zusätzlich im Besitz von sechzig Gramm an Heroin. Spuren von Heroin und Kokain wurden an ihrer Haut festgestellt und nachgewiesen.“

Auf der Bildwand leuchtete dann in der Regel die digitale Aufzeichnung des Vorgangs und der späteren Verhaftung auf.

Die Verteidigung brachte ihre Argumente vor und der Beschuldigte beteuerte wie üblich seine Unschuld, die das Gericht jedoch durch die Beweismittel und das Bildmaterial widerlegt sah. Gab er seine Auftraggeber bekannt, ersparte sich der Beschuldigte einen Teil der Strafe. Sonst fasste er in der Regel fünf Jahre Gefängnis aus.

Die Kabine, in der er in den Gerichtssaal gebracht worden war, verschwand mit ihm und hielt vor seiner Zelle im neuen Gefängnistrakt Futuras an, der unterirdisch etwa einen Kilometer vom Gericht entfernt angelegt worden war.

Wie schon seit vielen Jahren üblich wurde jeder neue Häftling von Jenny, dem Justizroboter, in seine Pflichten eingewiesen und über den weiteren Ablauf informiert.

Flüge zum Mond und zum Mars folgen. Das Ende überrascht.

Weitere Bücher des Autors:



Ein Buch über die Welt der Aktien und der Geldanlage, zusätzlich ein spannender Streifzug durch die Wirtschaft, durch Krisen und durch Erfolge. Wer konsequent ist, kann mit etwa zweihundert Euro monatlich zum Millionär werden, und das sogar mit geringem Risiko. Der Zauber des Zinseszins-effekts macht es möglich.

© 2017 Wolfgang Grüner
Verlag: tredition GmbH, Hamburg

978-3-7439-4024-6 (Paperback)
978-3-7439-4025-3 (Hardcover)
978-3-7439-4026-0 (e-Book)

Futura – der Staat aus der Zukunft



Teil 1 des Buches: Futura – der Staat aus der Zukunft. Darin ist die Handlung vom Start in Futura bis zum Krieg im Jahr 2038 und der Weltgeschichte zwischen 1998 und 2038. Europa ist in Gefahr. Dieses Buch zeigt die Risiken in der Wirtschaft, einer falschen Politik und einer zunehmenden Abhängigkeit von fremdem Kapital.

Die Gedanken über Wirtschaft, Zuwanderung und Politik sind in eine spannende und faszinierende Zeitreise eingebettet. Der Mittelstand schrumpft. Narzisstische Politiker, unkontrollierte Zuwanderung, extremer Reichtum in den Händen einiger Menschen, multinationale Unternehmen und ausufernde Sozialansprüche gefährden den sozialen Zusammenhalt. Gibt es eine Lösung?

2. Auflage, 526 Seiten, 16,99 Euro (Paperback)

© 2017 Wolfgang Grüner

Verlag: tredition GmbH, Hamburg

978-3-7439-1563-3 (Paperback)

978-3-7439-1564-0 (Hardcover)

978-3-7439-1565-7 (e-Book)

Band 2: Futura II – Der Untergang Europas

© 2018 Wolfgang Grüner

Umschlag: Aurelian Grüner

Verlag: tredition GmbH, Hamburg

978-3-7469-8226-7 (Paperback)

978-3-7469-8227-4 (Hardcover)

978-3-7469-8228-1 (e-Book)